

Das Erbe

Eine mögliche Vergangenheit

von Richard Jilka

Der Anruf legte mir einen Mühlstein um den Hals. Man hatte mich als letzten verbliebenen Erben ausfindig gemacht. Meine Tante war gestorben. Nein, nicht die Schwester meiner Mutter, die sitzt in Köln im Altersheim und schaut Fernsehen, sondern die Schwester meines Vaters Herta Smetanová. – Jetzt erst also. Seit meiner Kleinkindheit vor mehr als 35 Jahren habe ich sie nicht mehr gesehen. Damals lag Revolution in der Luft, Grenzen wurden durchlässig und sie durfte im Sommer 1968 zu uns an den Rhein kommen. Bald nach diesem Ausflug schloß sich die Grenze wieder und die beiden willkürlich getrennten Reiche wurden in ihre eigene Normalität eingesperrt. In der folgenden Zeit hörte ich nur 1977 von Tante Herta, die mir eine Anzeige bezüglich der Beerdigung meiner Großmutter schickte. Bald hatte ich diese Tante aufgegeben, kannte nicht einmal ihren ehelichen Nachnamen und habe auch nach der Grenzöffnung vor bald 15 Jahren nichts unternommen, um zu ihr Kontakt zu finden. Dabei war sie während all der Jahre gar nicht umgezogen. – Jetzt erst also ist sie verstorben. Alt ist sie geworden, mehr als 80 Jahre. Da meine Eltern früh gestorben sind, hätte sie mir einiges von meiner Sippe erzählen können. Nun ist es auch dafür zu spät, mit ihr starb jene Geschichte, die man niemals in Büchern nachlesen kann. Nun blieb mir bloß noch, ein Erbe anzutreten: Einrichtungsgegenstände, Briefe, Dokumente, Fotos, etwas Erspartes wartete auf mich, auch von einer Eigentumswohnung war am Telephon die Rede. Aus sprachlichen Gründen war diese Angelegenheit weder telephonisch noch brieflich zu klären, denn die Sprache meiner Kleinkindheit habe ich vergessen. Außerdem wollte ich nun, auch wenn es keine bedeutenden weltlichen Güter zu erben gab, einer alten Frau, die, wie sie am Telephon in flüssigem Deutsch beteuerte, meine Großmutter hoch verehrt habe, mit meiner verstorbenen Tante befreundet gewesen sei und mich in der Kindheit auf dem Arm gehalten habe, die Hand reichen, damit sich wenigstens in ihrem Leben ein Kreis schließt. Ich mußte in eine Vergangenheit reisen, die unverhofft in meine Gegenwart eindrang und mir nun wie ein Mühlstein um den Hals hing.

Meine Erbschaftsangelegenheit führte mich nach Böhmen. Ich nenne das mir fremde Land, in dem ich geboren wurde, Böhmen, weil mir dieser Name gefällt und er sich seit alten Zeiten bis in die Gegenwart erhalten hat, während alle anderen Bezeichnungen dieses Landstriches seit der Jugend meiner Großmutter bis in die jüngste Vergangenheit hinein unbeständig sind.

Meine Oma Karoline Laureta Lauda – den vollständigen Namen zu ihrem in der Erinnerung milden Gesicht hatte ich auch vergessen –, wurde in Böhmen als kaiserlich königliche Untertanin geboren. In Österreich-Ungarn wurde sie alt genug, um dort meinen Opa Franz Jilka zu heiraten, bevor dieses Reich von den Landkarten Europas verschwand. Böhmen blieb. Meine Familie lebte weiter in der ersten Tschechoslowakischen Republik, deren zweitgrößte Völkerschaft – die Böhmendutschen – in der Namengebung nicht berücksichtigt wurden, sondern seither Sudetendeutsche genannt werden, um deren Randlage in Böhmen begrifflich festzulegen wie einen Weihnachtswunsch. Der neue Name für das alte Land hatte keinen Bestand. Ein internationales Abkommen großer Mächte leitete das Ende dieser ersten Tschechoslowakischen Republik ein. Ohne den Ort zu wechseln wurde meine Großmutter dem „Reich“ eingegliedert, das bald darauf wurden die verbliebenen Landesteile ins „Protektorat Böhmen und Mähren“ und die „Slowakei“ teilte. Nachdem jenes „Reich“ in jeder Hinsicht gründlich abgewirtschaftet hatte, kam es zu einer kurzen Neuauflage der ersten Tschechoslowakischen Republik, in der man sich mit der begrifflich fixierten Randlage der dort ansässigen Deutschen nicht mehr zufriedengeben zu dürfen glaubte, sondern sie enteignete, auswies oder vertrieb; über den genauen Sachverhalt gibt es widerstreitende Auslegungen. Gewißheit jedoch herrscht darüber, daß vor den dortigen Deutschen in den frühen 40er Jahren auch die dritte in Böhmen seit alters ansässige Völkerschaft von dort verschwand, die böhmischen Juden. Meine Großmutter jedenfalls blieb auch bei diesem Umbruch daheim, weil sie sich, ebenso wie ihr Mann einer gemischten Familie entstammend, als der tschechischen Nationalität zugehörig erklärte. Ein Papier mit Stempel. Was heißt schon Nationalität? Dergleichen Bezeichnungen wechseln in der Zeit. In der Erfahrung von Menschen mit gemischtem Herkommen, die an ihrer Heimat hängen, haben Begriffe wie Volk, Nation oder gar Rasse keine fest umrissene, unumstößliche Bedeutung, denn man spricht von Kindesbeinen an mehrere Sprachen, gehört auch zu den Anderen, weiß um die Unstimmigkeit, ja Willkür akkurat abgrenzender Bezeichnungen, die sich mitunter durch einen Federstrich abändern lassen, wenn es die Nöte der Zeit erfordern. Damals aber, in der Mitte des 20. Jahrhunderts, war überall in Europa die Nationalitätenfrage ebenso unglaublich wichtig, wie sie bald darauf mancherorts für unglaublich unwichtig erklärt wurde. Und wenn man gegenwärtig einen Blick in die Nachrichtensendungen wirft, scheint es, als hätten die Völker eine zufriedenstellende Antwort auf diese, aus einer weit vor der Geburt meiner Großmutter liegenden Zeit stammenden Frage, immer noch nicht gefunden. Für meinen Vater jedenfalls, der in den letzten Tagen von k.u.k. geboren worden war, seine glückliche Jugend in Böhmen verlebte, kaum ausgewachsen für die Wehrmacht kämpfen mußte und nach deren totalen Niederlage eine Rheinländerin heira-

tete, hatten in der Katastrophe Nationalitätenfragen nur noch einen praktischen Sinn: ein Dokument mit Stempel war lebensnotwendig. Nach Erhalt eines hilfreichen Dokuments – in jenen Jahren war es angenehmer, Tscheche statt Deutscher zu heißen – kehrte er auf der Suche nach dem Land seiner Jugend über verschiedene Zonengrenzen hinweg zu seiner Mutter heim. Kaum war er in Böhmen angekommen, verwandelte sich die erste bürgerliche Republik in eine zweite, in die CSSR; die Zeit der Kürzel begann. Unter diesem Zeichen wurde ich geboren. Meine Mutter jedoch hielt es darunter nicht aus und türmte mit mir zurück an den Rhein. Für meine Großmutter war das Kürzel die letzte Bezeichnung für ihre Heimat, die sie erlebte. Und Tante Herta überlebte das Kürzel, denn auch die Českoslowenska Socialistická Republika war nicht von Dauer, sondern verdampfte 1990. Kurzfristig hieß das Land ČSR, Českoslowenska Republika, teilte sich aber bald in die SR und ČR. – Wie lange werden die gegenwärtigen Bezeichnungen gelten? Die Eingliederung in Europa ist im Gange. Vielleicht werden Tschechen und Slowaken demnächst unter dieser oder jener Verwaltung wieder vereint diesem Gebilde einen neuen Namen geben? Jedenfalls bildet einen Landesteil der Tschechischen Republik, der Tschechei oder Tschechiens immer noch und weiterhin Böhmen.

Hinter Hof sah man die Bergketten, die die Grenze bilden. Vom Fichtelgebirge kommend fließt zwischen Elstergebirge und Oberpfälzer Wald die Eger hindurch und ihr Tal ermöglicht einen leichten Übergang. Um hinüber zu kommen, mußten ich von der Autobahn abbiegen und über eine bescheidene Landstraße fahren. Als kleines Kind fürchtete ich die Grenze wie ein Illegaler, sie bedeutete längeren Aufenthalt mit ungewissem Ausgang, uniformierte Männer kamen, prüften Papiere, schnüffelten im Gepäck herum, ließen einen warten, waren unberechenbar und bewaffnet. Nun überquerten ich die Grenze so problemlos, wie die der Niederlande. Unversehens waren ich in meiner Vergangenheit. Schön und fremd leuchtete die nachmittägliche Sonne über die Hügel. Es duftete nach Heu. Sommer. Die Fahrt ging über Eger/Cheb, Falkenau/Sokolov nach Karlsbad/ Karlovy Vary. Mir war, als hörte ich die längst verklungene Stimme meines Vaters: „Sigst, Bub, dort ist ... da war ... das heißt ... weil dort ...“. Genau es verstand ich nicht. Aber er muß dort jeden Winkel gekannt haben, denn er war dort aufgewachsen und hing an seiner Heimat. – Anfangs war die Straße breit ausgebaut, um bei dem Einreisenden einen guten Eindruck zu erwecken. Aber bald war man im Land und fuhr verhältnismäßig langsam auf einer gewöhnlichen Landstraße an verfallenden Häuschen vorbei, die bunt, sogar einfallsreiche bemalt worden waren und, mit Leuchtreklamen oder Plakaten ausgestattet, „Bar“ und „Girls“ versprochen, auch große Gartenzwerge wurden am Wegrand verkauft. Die Niedrigen Preis lockten Freier über die Grenze. Unbe-

hauste, blutjunge Schönheiten winkten vom Straßenrand meinem Transporter zu.

Karlsbad kam beunruhigend näher. Dort erblickte ich das Licht der Welt. Gewiß hat Karlsbad ein Wappen, daß wie bei alten Städten üblich aus einem starken Tier, farbiger Raute und Mauerzinnen besteht. Im Karlsbader Wappen steckt der doppelschwänzige, böhmische oder auch bergische Löwe; kurioser Weise hat das Ländchen, in dem ich geboren wurde, das selbe Wappentier wie das, in dem ich lebe. Auch die Luxemburger haben es, ihre Herzöge brachten es mit ihrer Herrschaft sowohl hierhin als auch dorthin. Aber das Wahrzeichen der Stadt Karlsbad ist ein stolzer Steinbock auf einem Felsen. Meine Mutter erzählte mir in meiner Kindheit die Geschichte dazu. Hartnäckig von einem Jäger verfolgt, habe sich der Steinbock bis auf die Spitze eines Felsens geflüchtet, deren gibt es viele um Karlsbad herum an den Hängen über dem engen Tals der Eger. Dort oben ging es nicht mehr weiter, und zurück konnte das gehetzte Tier auch nicht, denn der Jäger kam bereits über den einzig möglichen Pfad hinterher. Aber der Steinbock ergab sich nicht in sein Schicksal, sondern bewahrte Mut und sprang den Felsen hinab. Der besorgte Knabe fragte sogleich, ob das arme Tier denn heil davongekommen sei? Und die Mutter antwortete dem Kinde, „vielleicht“, unter dem Felsen hätten Jäger nach dem Steinbock gesucht, ohne ihn zu finden. – So bewahrt das Wahrzeichen die Hoffnung auf das Unwahrscheinliche, auf die alte Utopie der Freiheit. Die Türe bleibt zu jeder Zeit einen Spalt breit offen, als ob ausnahmsweise einer heil davonkommen könne. – Oder gibt es das „Vielleicht“ nur in einer kinderfreundlichen Fassung der Geschichte von dem mutigen Steinbock? Jeder erwachsene Mensch weiß, was es bedeutet, von einem Felsen hinabzuspringen. – Am Sinn der Utopie ändert dies wenig.

Vororte kündigten eine größere Stadt an. Die niedrigen Häusern wirkten vernachlässigt und verschlissen, als sei bei ihnen der Umschwung noch nicht richtig angekommen. Aber der Umbruch war nach mehr als 10 Jahren sichtbar, das verbrauchte Alte war zwar bestimmend, aber deutlich kündigte sich Neues an. Auffallend vertraut waren die neuen Einkaufshallen: „Lidel“, „Aldi“, „Plus“ säumten die Straße, da stand sogar ein großer „Heimwerkermarkt“. Die Menschen wirkten ruhig und ausgeglichen. Ich fuhr in die Innenstadt hinab, der Berufsverkehr hatten seinen Höhepunkt überschritten, unten im Zentrum überquerte ich die Eger und fuhr wieder aus der Stadt hinaus, schraubte mich auf der Straße nach Prag den Hang hinan, um nach Buchau/Bochov zu fahren, wo mein Elternhaus steht.

Jahrzehnte war ich dort nicht mehr gewesen, aber die Biegung der Straße am Ortseingang hat sich mir in meiner frühesten Kindheit eingeprägt.

Buchau **ist** ein tristes Dorf. Aber es hat ein kleines Rathaus mit Türmchen und Uhr, eine Post, meine Taufkirche, einen Friedhof mit meiner Großmutter und Tante Herta, auf einem Hügel sogar die Ruine einer alten Burg – den Hartenstein –, nun auch einen „Lidel“ zur Versorgung der Bevölkerung und in seiner Mitte einen Marktplatz mit Brunnen und Bußhaltestelle. An der rechten Ecke des Marktes steht mein Elternhaus. Es ist gepflegt, bestens in Schuß und der Garten ist mit Plastikteilen vollgestellt wie in einer Kölner Mittelklassesiedlung. Dem Haus mag ich nicht zu nahe kommen. Gegenüber das Wirtshaus „Zur Sonne“, in dem mein Vater zechte, ist nun als Hotel frisch renoviert, aber ohne Gäste wirkt es abweisend. Am Marktplatz sind noch zwei andere Kneipen, in denen junge Leute trinken und lärmern. Ich beobachte sie durch das Fenster; traue mich nicht hinein, die Kneipenden wirken wie eine Familie, die keinen Raum für Fremde hat. Ich schlendere durch Seitenstraßen, in denen der Umschwung nicht angekommen ist. Ein böhmisches Dorf wie viele. Die meisten Häuser wirken abgenutzt, verfallen sogar, sind jedenfalls ungepflegt und kränkeln. Am schlimmsten hat es die drei Zeilen aus Plattenbauten hinter meinem Elternhaus erwischt; als Kind staunte ich, als die Betonteile von einem Kran wie Bauklötze zusammengesetzt wurden. Seitdem ist an ihnen scheinbar nichts mehr gemacht worden, sie erinnern an mit Moos bewachsene Kartenhäuser, die demnächst zusammenbrechen. Aber die Störche, die damals auf meinem Elternhaus genistet hatten, haben ihr Nest in das obere Ende der Feuerleiter eines der Plattenbauten gelegt. Da und dort stehen Menschen in Hauseingängen, sitzen auf Bänken oder schlendern umher; hier kennt jeder jeden. Sie beobachten mich still und grußlos; mißtrauisch. Währe Buchau ein Dorf in Südfrankreich, der Reisende wäre froh, einen so verträumten Ort gefunden zu haben. Trotz der Sommersonne ist es hier anders, wirken die verwinkelten Gassen und alten Häuser verschlossen und abweisend, als würden ihre Mauern Mißmut und Elend ausströmen. Zum Glück ist meine Mutter mit mir von hier getürmt, fühle ich. Der kleine, dunkle See ist auch noch am Ortsausgang, hatte ihn schon vergessen. Auf ihm begann ich mit Kindesbeinen Eishockey zu spielen, später nie wieder; lange ist dieses abgebrochene Beginnen her, folgenlos und gar nicht wahr. – Irgendwo hier in diesem Dorf kennt man mich, irgendwo hier hat meine Tante Herta bis kürzlich gelebt, irgendwo liegt ihr Nachlaß herum, mit Briefen, Dokumenten und Fotos von meiner Familie, irgendwo ist die Nachbarin, die sich um diese Tante gekümmert hat, und irgendwo ist eine alte Frau, die deutsch spricht, mit meiner Familie seit den 30er Jahren befreundet war und mich in der Kindheit auf dem Arm gehalten hat. Irgendwo?

Ich fanden keinen Zugang zu Buchau, mochte nicht bleiben und fuhr zurück in die Stadt. Dabei hätte ebenso wie bei meiner Durchreise vor 10 Jahren

eine beherzte Frage genügt, um die Nachbarin oder die alte Frau ausfindig zu machen, denn dort kennt jeder jeden. Bald fand ich in einer Seitenstraße Karlsbads für meinen Transporter einen Parkplatz, also einen Schlafplatz, denn der Wagen ist ausgebaut, bietet Bett und Kühlschrank. Dieser Tag war erledigt. Karlsbad ist für Kneipenbummler und Nachteulen eine Schlaftablette. Aber in der Innenstadt ist das „rote Berlin“. Dort ist der deutsche Sozialismus ein Kneipenwitz wie in der Sowjetkneipe in Bonn. Zur Belustigung hängen an den Wänden alte DDR Schilder: „Tollwut!“, „Volkspolizei – Meldestele“, „Biergasse“, „Vorsicht! Sie verlassen ...“ usw.; alte Witze. Jedenfalls sind junge, lustige Menschen dort, das Bier ist gut und ein Brötchen gibt es auch noch. Das Gedränge und der Lärm an der Bar waren groß, „Jedno Pivo!“ rief ich durch den Lärm dem Kellner zu. Ein Bier ist für unsereinen billig, es kostete laut Wandkarte 25 Kronen, 80 Cent unserer neuesten Währung. Als es gezapft war, gab ich dem Kellner abgezählt 25 Kronen in Münzen. Sofort gab er mir 10 Kronen zurück. – In diesem Augenblick war ich Mitglied der tschechischen Volksgemeinschaft. Die Ausgeschriebenen Preise gelten nur für Ausländer, die „Bier“ oder „Biere“ oder ähnlich sagen, gut gekleidet sind, Scheine zücken und die billige Krone nicht abzählen. – Zu meiner Belustigung saß der Umschwung persönlich am Tisch schräg hinter mir. Er ist eine Art deutscher Oberlehrer, etwas 50jährig, mit zwei lasziven Schönheiten, so Anfang 20, der seinem tschechischen Agenten Vorträge über Geschäftsführung hält und dabei ausgesuchte Leckereien isst; vielleicht ist er der Eigentümer von dem Laden. Man erkennen in ihm den klassischen Kriegsgewinnler im zeitgemäßen Gewand. Scheinbar beachtet ihn keiner. Als Herr Umschwung in Begleitung seiner Schönheiten das Lokal verlassen hat, gelächtert es in der Runde. Die deutschen Geschäftsleute dominieren, deshalb sind sie natürlich unbeliebt, aber die russischen Schwerreichen, die sich jüngst mit ihrer ungebildeten und nichtsnutzigen Arroganz in Karlsbad breitgemacht haben, widern die Tschechen an. Im Unterschied zu dieser Mafia sind deutsche Geschäftsleute die reinsten Menschenfreunde, mit denen die Tschechen kollaborieren, um nicht von den Russen geschluckt zu werden.

Am folgenden Morgen versuchte ich in einem Kaffee in der Innenstadt von einem Münzfernsprecher aus einige Telephonate zu führen. Ein Herr Petricicilia, der mich ausfindig gemacht hatte, hatte mir versprochen, sich mit mir an eben diesem Tag gegen 10 Uhr in Karlsbad zu treffen, um zu dolmetschen und mir beim Regeln der Formalitäten zu helfen. Er war nicht zu erreichen, beim nächsten Mal immer noch nicht zu erreichen, dann war er an der Strippe, aber die Verbindung wurde während des Gesprächs unterbrochen, beim nächsten mal hatte er keine Zeit für eine Unterhaltung, am Nachmittag konnten wir uns endlich besprechen. Nein, heute ginge es unmöglich, aber

am folgenden Tag hätte er bestimmt Zeit für mich. Herr Petricicilia sprach flüssig Deutsch mit österreichischem Akzent; er war ein unsicherer Kantonist.

Bis zur endgültigen Absage einer Begegnung durch Herrn Petricicilia am Nachmittag hatte ich nicht müßig gewartet, sondern war alleine zur Notarin gegangen – in Karlsbad ist nichts weit entfernt –, um vielleicht von ihr Aufschluß über meine Erbschaft und das Vorgehen bei der Regelung der Formalitäten zu erhalten, wegen der sie mich angeschrieben hatte. Die Notarin, eine sichtlich kluge Frau so um die 50, ehemals vermutlich bildhübsch und eigenwillig, konnte ihr Erstaunen schlecht verbergen, als sie mich tatsächlich in ihrem Büro sah, erklärte aber im Vorübergehen: „kein Zeit“, außerdem sprach sie weder Deutsch noch Englisch, oder sie wollte dergleichen Kenntnisse dienstlich nicht verwenden. Dennoch erhielt ich von ihrem Büro ein Dokument, gestempelt und unterschrieben, mit dem ich zum Katasteramt gehen sollte, soviel ich verstand. Eine bildhübsche, freundliche Sekretärin erklärte mir zweimal ausführlich, was es mit dem Dokument auf sich habe und was zu tun sei, auf Tschechisch. Ich bedankte mich ebenso freundlich und verabschiedete mich. Es war ja noch Vormittag. In einem Kaffe entzifferte ich mit Hilfe eines alten Wörterbuchs meines Vater – oder der Mutter? jedenfalls Leipzig 1929 – die wichtigsten Sätze auf meinem neuen Dokument. Das Katasteramt wurde notarielle beglaubigt aufgefordert, mich über den Besitzer der Wohnung meiner Tante Herta aufzuklären. Ich rief Herrn Petricicilia an, erreichte ihn tatsächlich, das Katasteramt war gegenüber dem „Heimwerkermarkt“ in der Vorstadt.

Der viereckige sozialistische Verwaltungsbau war unübersehbar, unübertrefflich funktional und lieblos. Der Pförtner war jung und debil und wußte nichts. Vor einer Amtsstube im ersten Stock zog ich eine Nummer und wartete, bis ich an der Reihe war, legte dann mein Dokument und meinen Personalausweis vor. Ohne ein Wort zu verlieren machte sich die Frau gelangweilt an ihr Werk, kopierte aus einer Karte und erschuf ein neues Dokument, in dem etwas bescheinigt und abgestempelt wurde. Ein Junger Mann, der irgendwo ein paar englische Worte aufgefangen hatte, erklärte mir, daß die Bescheinigung besage, daß das Haus, in dem meine Tante Herta gewohnt habe, der Gemeinde Buchau gehöre. Eigentumswohnung? Sie hätte auch eine Wohnung in einem der Gemeinde gehörenden Haus besitzen können? Darüber gab es keine Bescheinigung, weshalb diese Frage auf immer offen bleibt.

Was tun? Was machen mit einem Dokument, daß man nicht lesen kann? Von Herrn Petricicilia war nichts zu erwarten. Die freundliche alte Frau, mit

der ich einmal aus Deutschland telephonierte hatte, mußte mir weiterhelfen. Sie konnte Dolmetschen, außerdem hätte ich von ihrer Wohnung aus und mit ihrer Hilfe verschiedene Telefonate erledigen können, um am Ende dieses Tages doch noch etwas Greifbares erledigt zu haben. Ich fürchtete schon, den Tag zu verschwenden, aber Tage können lang sein. Wieder nutzte ich den Münzfernsprecher in dem Frühstückskaffe. Die alte Dame freute sich, von mir zu hören und mich bei nächster Gelegenheit zu sehen. Aber sie sei alt und hätte es am Herzen, die Ärztin sei eben bei ihr gewesen, sie könne ihre Wohnung nicht verlassen, aber ich könne sie getrost besuchen, sie wohne in einem Plattenbau in der Marienbader Straße, jeder kenne sie dort, ich brauche bloß nach ihr zu fragen. Vollkommen überzeugt davon, daß die alte Frau in Karlsbad wohne, macht ich mich auf den Weg. leider hatte sie mir den Straßennamen auf deutsch gesagt, der offizielle Stadtplan aber sprach ebenso wie das ganze Land Tschechisch. Marianska oder Marianskalaze mußte es sein. Beide Straßen waren am Ende der Stadt, wo das Tal der Eger zu eng für eine Bebauung wird. Der Gang war eine gute Gelegenheit, das Zentrum zu durchqueren und die Stadt zu sehen.

Karlsbad ist wieder schön zurechtgemacht, als warte es auf die Kurgäste der 20er und 30er Jahre, von denen einige auf der Suche nach Irgendwas tatsächlich wiedergekommen sind. Die Promenade mit alten und neueren Trinkhallen, Bänken, kleinen Parkanlagen ist tadellos gepflegt und gut besucht. Die mächtigen, altehrwürdigen Hotels aus der Kaiserzeit sind herausgeputzt, wirkten wieder gediegen und abweisend. Straßenhändler verkauften Karlsbader Oblaten und Becherovka; ich nahm mir fest vor, wenn alles geregelt sein würde, solche weltberühmten Spezialitäten als Kuriosität für die Daheimgebliebenen zu kaufen. Viele junge Frauen mit Kinderwagen oder Kleinkindern sind unterwegs, die Tschechen vermehren sich noch. Plaketten an Häusern und Denkmäler am Weg erinnern daran, daß schon Goethe, Schiller, Mozart, Beethoven, Moltke und viele andere Berühmtheiten dort gekurt haben. Ansonsten ist Karlsbad eine Schlaftablette, also doch ein idealer Kurort. Aber ich war ja dorthin gekommen, um eine Erbschaftsangelegenheit zu regeln. Endlich erreichte ich die Marianska am Ende der Stadt. Leider hat jedes Haus zwei Hausnummern, eine rote und eine blaue, durcheinander. Die von der alten Frau angegebene Hausnummer war nirgends zu entdecken und ein Plattenbau nicht zu sehen. Vielleicht war er hinter der nächsten Biegung oder auf einem Hügel? Die Marianska führt durch das enge, gewundene Tal der Eger aus der Stadt hinaus. Hinter der nächsten oder übernächsten Biegung konnte ein Plattenbau auftauchen, das konnte dauern. Endlich sah ich einen freundlichen älteren Herren an einem öffentlichen Brunnen Wasser zapfend und fragte ihn, ob er Deutsch verstehen würde, ja, gab er zu, aber kein Tschechisch.

Ich kehrte um. Zwei junge Leute, Mädchen und Knabe, kamen mir frisch und modisch gekleidet entgegen. Ja, sie verstand etwas Deutsch. Weiter außerhalb würde es keinen Plattenbau mehr geben, erklärte die junge Frau, die Stadt sei dort zu Ende und mein Dokument könne vielleicht ihre Schwester übersetzen. Schwup zückte sie ihr Handy, dort „Mobil“ genannt, ließ ihrer Schwester den Text vor, und wartete auf den Rückruf mit der Übersetzung. Den Geldschein wollte sie nicht anfassen, aber der Junge nahm ihn für sie. Nein, sie habe Deutsch nicht in der Schule gelernt, sondern die Mutter habe zu Hause Deutsch mit ihnen gesprochen. – So lebte es also doch noch im Unter- und Hintergrund weiter. Die Übersetzung sagte mit nichts Neues, aber ich war froh, mit jungen freundlichen Leuten gesprochen zu haben.

Auf dem Rückweg in die Innenstadt wurde ich mürrisch, ich kam nicht weiter, hatte so gut wie nichts geregelt, nur ein Dokument erhalten. Und nun konnte ich nicht einmal die alte Frau finden, sondern war, wertvolle Stunden vergeudend, durch Karlsbad geirrt, ja aus Karlsbad hinaus die Eger entlang einem Phantom hinterher. Wieder wollte ich telefonieren, suchte vergeblich einen Münzfernsprecher in diesem und jenem altehrwürdigen Hotel, kaufte endlich eine Telephonkarte; der entsprechende Laden war nicht sofort zu finden. Die nächste und auch die übernächste Telephonzelle waren außer Betrieb. In einem Porzellanladen fragte ich nochmals nach der Marianska, dem Plattenbau, der alten, allgemein bekannten Frau. Die Geschäftsfrau rief einfach bei der Alten an, lachte, sie wohne in Buchau und erwarte mich schon einige Zeit. Die Geschäftsfrau erklärte mir zu allem Überfluß, wo Buchau liegt.

Wegen meines planlosen Vorgehens hatte ich viel Zeit vertan. Ohne zuverlässige Kontaktadresse, einzig auf das vage Hilfsangebot eines Fremden hin, hatte ich ohne Sprachkenntnisse, ohne ausreichendem Geld in einem engen Zeitfenster wie ins Blaue hinein die Reise angetreten und versuchte ohne Handy – ein Wessi ohne Handy! – aufs gerade Wohl, eine Situation, d.h. meine Erbschaftsangelegenheit, zu regeln. Wie war ich eigentlich darauf gekommen, daß die alte Frau in Karlsbad wohne? Ich wußte es nicht mehr. Unübersehbar sind die Plattenbauten hinter und seitlich meines Elternhauses. Aber ich parkte abseits davon vor der „Sonne“. Die Marianska führte an meinem Elternhaus vorbei zum See hinab. Ein dicker, verschwitzter Mann, den ich nach der alten Frau, die Deutsch spricht, fragte, machte mir deutlich, daß sie in der zweiten Zeile links wohne. Eine junge Frau mit Kindern kam gerade aus der Haustür und bestätigte mir, daß eine deutsch sprechende Alte im zweiten Stock wohne, dort stand die Türe offen, ich klopfte. Mit schleppendem Schritt kam die dicke Frau aus dem Nebenzimmer: „Ja! da

bist du ja. Ganz der Vater!“ Sie umarmte mich, führte mich in ihr helles Wohnzimmer, bot mit Mineralwasser an und wir sprachen mehrere Stunden. Wie bei alten Leuten üblich, lief der Fernseher, der Schüssel sei dank mit einem deutschen Programm, sie schaltete es aber bald aus. Auch Tante Herta habe die tschechische Zeitung gelesen und deutsches Fernsehen geschaut.

Ob ich das Jilkasche Haus gesehen hätte? – Sollte man es tatsächlich noch so nennen? – Dort wohne nun ein Lehrer. Als ich von meiner Reise nach Buchau sprach, sagte die alte Frau mit wegwerfender Handbewegung, „ja! von denen hier weiß keiner mehr, daß der Ort mal so hieß.“ Weil sie nach dem Krieg einen Tschechen geheiratet hatte, war sie ebenso wie meine Großmutter und Tante Herta als eine der Wenigen geblieben; die übrigen Einwohner waren zugezogen. Vor zwei Jahren war ihre Tochter gestorben, darüber käme sie nicht hinweg, nun würde ihr Herz große Probleme machen, lange würde es nicht mehr gehen. Wir sprachen von Toten. Mein Vater sei ein lustiger Mensch gewesen, hätte gerne Besuch gehabt, reichlich Bier aus der Brauerei gleich neben dem Elternhaus geholt; die Brauerei wurde abgerissen. Zur Unterhaltung seiner Gäste spielte mein Vater gerne Klavier oder Geige. Lustig sei es im Haus zugegangen; vor dem Krieg. Ja, etwas zu viel Bier habe er getrunken, so sei das nun einmal beim Sohn des Brauers. Mir war vollkommen neu, daß mein Großvater der Brauer von Buchau gewesen war! Die Großeltern waren, so hörte ich nun, in den 20ern von Petersburg bei Prag nach Buchau gezogen, um ihren Sohn auf eine deutschsprachige Schule in Karlsbad schicken zu können. Wohlhabend waren sie gewesen. Oft fuhr mein Vater als einziger Passagier mit dem Bus nach Karlsbad, weil das damals für die meisten Menschen zu teuer war. Den Großvater hätten sie noch im Februar 45 zum Volkssturm gezogen, kurz darauf sei er gefallen. Bisher hatte ich geglaubt, mein Großvater sei unter anderen Umständen erschlagen worden, denn er war damals Deutscher und Besitzer eines Autos gewesen. Und meine Großmutter habe die alte Frau immer hoch verehrt, sie sei eine wunderbare Frau gewesen. Ja, sie kenne meine Familie seit 1937, damals sei ihre eigene Familie nach Buchau gezogen. Meine Mutter habe sie gemocht und mit Tante Herta sei sie bis zum Schluß eng befreundet gewesen. Sie kannte viele Geschichten über meine Familie und mich. In Kürze stellte ich ihre Neugierde mit einer kinderfreundlichen Fassung meines beruflichen Werdegangs zufrieden und erklärte, ich hätte eine kleine Anstellung in einem Museum. Tatsächlich aber bin ich in Deutschland materiell erfolglos geblieben. Die alte Frau fand es schön, daß ich eine kleine Anstellung hätte, denn sie kenne aus den Nachrichten die wirtschaftlichen Nöte Deutschlands, sie bedauerte bloß, daß ich alleine lebe. Von Hertas Eigentumswohnung wußte sie nichts. Aber die schöne Wanduhr solle ich unbedingt mitnehmen, und die Bücher, all die deutschen Bücher, auch Klassiker, und vor allem die

wunderschöne Wanduhr solle ich unbedingt mit zu mir heim nehmen. Und auch Porzellan, Kristall, Schmuck, ja daß dürfe doch nicht einfach verkommen oder an den Staat fallen. Die Nachbarin der Tante, gleich würde sie vorbeikommen, habe sich bisher um alles gekümmert, die Tante Herta gepflegt, am Ende sogar aufs Klo getragen. Wenn ich es erlaube, würde die Nachbarin auch alles Weitere regeln, die Wohnung auflösen und die Möbel verkaufen.

Die Nachbarin war eine jugendliche Frau Anfang 30, modisch bequem gekleidet, dünn, mit spitzer Nase und dunkel milden Augen, die den meinen anfangs auswichen. Sie sprach kein Deutsch. Die alte Frau übersetzte flüchtig, als wir uns Vorstellten und sprachen. Nun erfuhr ich auch, daß Tante Herta mit mir gemeinsame Interessen hatte: Literatur und Zeitgeschichte. Auf ihren Jugendbildern gleicht sie mir in meiner Jugend. Sie rauchte gerne und hatte ihre letzte Zigarette ausgemacht, bevor sie ins Krankenhaus abgeholt wurde, also drei Tage vor ihrem Tod. Oft hätte sie an mich gedacht, viel von mir und der Familie gesprochen, wie alte Menschen so sind. Überhaupt sei sie sehr gesellig gewesen und hätte gerne und viel gesprochen. Wie ich. Wie seltsam, eine fremde, junge Frau erzählte mir Geschichten von meiner Familie und aus meiner Kindheit, sogar von meinem Beinbruch 1969 wußte sie, und wie dick ich danach geworden war. Oder, was ich längst vergessen hatte, daß Tante Herta uns 1968 für drei Monate in Köln besucht hatte. Oft habe sich die junge Frau überlegt, übersetzte die Alte, was sie mir alles sagen würde, wenn wir uns begegnen würden, und nun wisse sie bloß so wenig. Still saßen wir einige Augenblicke beieinander.

Dann übersetzte die alte Frau die von mir befürchtete, schlimme Frage: „Warum hast du dich nicht gemeldet?“ Scheu sah mich die junge Nachbarin meiner Tante Herta an. Was sollte ich sagen? Ich entschuldigte mein Fernbleiben mit meiner damaligen Jugend, meine Mutter hatte mich als Fünfjährigen von dort mitgenommen. Wenige Jahre später, nach dem Tod meiner Eltern, war der Kontakt abgebrochen und beim erwachsen hatte ich anderes im Kopf, hatte ich es nicht mehr versucht, verging die Zeit. Buchau hatte für den 20jährigen weit zurückgelegen. Die beiden Frauen gaben sich mit meiner Erklärung, die bloß eine unverzeihliche Nachlässigkeit bemäntelte, zufrieden und fragten nicht nachdrücklich, warum ich nach der Öffnung keine Kontaktaufnahme versucht hätte. Auch diesbezüglich genügte meine Entschuldigung, daß ich 1990, als ich durch Buchau nach Prag gefahren war, mich im Ort nicht zurechtgefunden und den Nachnahmen meiner Tante nicht gewußt hatte, um nach ihr zu fragen. Vermutlich hätte der Vorname genügt. Auch sie war eine bekannte alte Frau, die bloß zwei kurze Seitenstraßen vom Markt entfernt wohnte. – Warum hatte ich es nicht

versucht? Ich weiß nicht. Ich war unsicher, scheute die Begegnung mit der Vergangenheit, hatte deshalb Tante Herta aufgegeben, fühlte mich nicht genügend angezogen, obwohl ich damals, als ich auf dem Weg nach Prag in Buchau anhielt, deutlich an sie dachte. In mir drinnen wollte ich diese Begegnung nicht. Eine alte Tante in Köln war genug für mich. Die beiden Frauen akzeptierten meine offizielle Entschuldigung und wir plauderten heiter von Erinnerungen. Abgesehen von einigen anderen lebte in Buchau auch Peter, mit dem ich als Kind gespielt hatte, er erinnerte sich noch an mich. Mit meinem Vater hatte ich als Kind beim Aufrichten des Maibaums durch die Männer des Ortes teilgenommen. Diesen jährlichen Brauch gab es noch, einst war ich einer der ihren gewesen. Wenn mein Vater Tante Herta ärgern wollte, hätte er sie Judit genannt. Darüber lachten wir alle drei, ohne den Witz zu erklären. Jedenfalls kamen wir uns plaudernd näher, vielleicht begannen wir uns zu mögen, wer außer uns dreien wußte denn noch, worüber wir sprachen. Die alte Frau schenkte mir immer wieder Mineralwasser nach, ich begann gelassen im Sessel zu sitzen und auch die Junge Frau entspannte sich, schaute mir manchmal freundlich in die Augen.

Formalitäten waren noch bei der Notarin und verschiedenen Behörden zu klären, um die Wohnung auflösen zu können. Herr Petricicilia wurde angerufen, vertröstete uns auf den Abend, dann auf den späten Abend, erklärte schließlich, am folgenden Tag bestimmt keine Zeit zu haben. Auf Herrn Petricicilia, erklärten mir die beiden Frauen, sei kein Verlaß, es sei kein Tscheche, sondern ein Jugoslawe, der lange in Österreich gearbeitet und nun ein Bauunternehmen in Böhmen habe. Mittlerweile hatte ich zur jungen Nachbarin vollkommenes Vertrauen gefaßt, bedauerte, ihr durch meine Weigerung, von Deutschland aus eine Generalvollmacht ins Blaue hinein zu unterschreiben, Schwierigkeiten gemacht zu haben. Am kommenden Tag sollte sie in meiner Begleitung, der Unterschriften halber mußte ich mit, ohne Dolmetscher, denn ich mußte nicht mehr viel verstehen, alles regeln: Notarin, Amtsgericht, Postbank und zum Abschluß die Wohnung. Das war ein umfangreiches Programm, spätestens am Nachmittag mußte ich die Heimreise antreten, weil ich am darauffolgenden Morgen einen beruflichen Termin hatte; dergleichen ist ein üblicher, allgemein anerkannter Sachzwang.

Dann kam die andere schlimme Frage: ob ich auf den Friedhof wolle? Selbstverständlich. Die Junge Frau wollte vorher ihren Freund mit dem Auto holen. Mit der alten Frau setzte ich mich derweil in die Küche, den sie wollte rauchen. Auch ich stopfte meine Pfeife, wie der Großvater, erfuhr ich. Es wurde behaglich. Die alte Frau erklärte mir, daß auch Tante Herta mich nach der Grenzöffnung hätte suchen lassen können, oft von dieser Möglich-

keit gesprochen habe, aber gefürchtet habe, daß ich es nicht wünsche, weil schlecht von ihr geredet worden sei, durch die Mutter oder die Tante in Köln. Ich gestand, daß die Kölner Tante seinerzeit den Kontakt unterbrochen habe, weil sie schlecht von Tante Herta gedacht habe. Diese Tante sei etwas schwach im Kopf, um nicht zu sagen komisch, erklärte ich, sie habe den Kalten Krieg personalisiert, alles Schlechte und ihre Ängste auf die Tante im Ostblock übertragen. Die alte Frau verstand solche politisch persönlichen Verstrickungen genau. Wir rauchten und verstanden uns gut. – Ich verschwieg die Erinnerung an einen Ausspruch von Tante Herta, den ich als Kind nicht recht verstand, als ihn mir meine Mutter wiederholte, und der wahrscheinlich die ablehnende Haltung des deutschen Teils meiner Familie gegen den tschechischen unangenehm erhellt. Meine Mutter, die ja „Reichsdeutsche“ gewesen war, hatte, als sie frisch verheiratet mit meinem Vater 1948 in dessen alte Heimat gezogen war, die tschechische Staatsangehörigkeit nicht angenommen oder annehmen können, aber als Deutsche konnte sie nach der Ausweisung oder Vertreibung oder Umsiedlung der so bezeichneten Menschen in Böhmen damals auch nicht leben, weshalb sie dort als „staatenlos“ und somit nahezu rechtlos galt. Bei einem der nicht bloß im Jilkaschen Haus üblichen Familienstreitereien hatte in den 50er oder 60er Jahren Tante Herta zu meiner Mutter gesagt: „Wenn ich dir das Bettuch unter dem Hintern wegziehe, hast du hier gar nichts mehr.“ – Wer weiß, wie viele Streitigkeiten, in denen persönliches, nationales und politisches verquickt ist, in dieser Weise im Elternhaus ausgetragen worden waren? Vermutlich waren Tante Herta bis zu ihrem Tode solche Gegensätze bewußt. Vielleicht ahnte sie, daß sie diesen Satz mit dem Bettuch nicht hätte sagen sollen. Im Verein mit anderen, längs in den Gräbern vergessene ähnliche Aussprüche erklärt vielleicht dieser Satz mit dem Bettuch, warum Tante Herta sowohl wie ich nach der Grenzöffnung die Kontaktaufnahme mit der Vergangenheit scheuten. – Es war so weit, die junge Nachbarin war zurückgekommen, um mich abzuholen. Zum Abschied umarmte mich die alte Frau herzlich.

„Vlatschek!“ Der Bauarbeiter streckte mir seine Hand hin, nach kräftigem Druck fuhren wir in seinem klapprigen Lada zum Friedhof. Aus dem Fenster winkte uns die alte Frau hinterher; vermutlich sehen wir uns nie wieder. Hat sich bei ihr nun ein Kreis geschlossen? Schon 1990 war ich auf dem Friedhof gewesen, hatte aber das Grab meiner Großmutter nicht gefunden, dabei muß ich vorbeigegangen sein. Aber ich wußte ja ihren genauen Namen nicht, der auf dem Grabstein steht. Die jungen Leute wollten keine Gefühle aufkommen lassen, wir wußten nicht, uns vor Gräbern zu verhalten. Vlatschek witzelte mit mir, erklärte mit Händen und Füßen die Toten und wie sie im Grab lägen. Die Oma im Sarg, der Gatte meiner Tante und sie selbst in einer Urne.

Die junge Frau kam hinzu, erklärte, wie das Grab in Zukunft gepflegt werde und wir verabschiedeten uns für diesen Tag.

Der Duft einer fremd vertrauten Welt benebelte mich. Wo war ich hingekommen? Nach Daheim in der Fremde. Hier war meine Vergangenheit eine Gegenwart geworden, von der ich durch den Graben der Zeit getrennt bin, an der ich keinen gültigen Anteil habe, obwohl sie zu mir gehört. Dort hinten auf dem Feldweg der Mann, hätte mein Freund geworden sein können, eine der Frauen am Brunnen meine Geliebte, dieses oder jenes luftige Mädchen eins meiner ungeborenen Kinder. Aber mein hiesiges Beginnen war abgebrochen worden; im hiesigen Zusammenhang war meine mögliche Lebenslinie zerbrochen. Aus meiner Vergangenheit war eine fremde Gegenwart geworden, in die ich dennoch verquickt bin. Verblaßte Erinnerungen drängten ins Bewußtsein, vergangene Bilder tanzten mir vor den Augen, mischten sich mit dem gerade gehörten, dem frisch gesehen. Durch neue Kunde bereichert stückelten sich aus dem Altbekanntem die Splitter eines neuen Bildes zusammen. Mein Großvater war der Brauer von Buchau gewesen, wie beglückend. Mein Vater hatte eine lustige Jugend gehabt, Tante Herta war mir ähnlich – gewesen. Auch ich hatte eine Familie gehabt, deren Geschichte ich mir aufs Neue erzählen mußte. Das schattenhaft Erinnernte hatte es tatsächlich gegeben, manches davon bis kürzlich, einige Reste ragen über die Gegenwart hinaus.

Karlsbad ist klein und ich war ebenso pünktlich bei der Notarin wie die Nachbarin meiner Tante. Mit einem kleinen Schirm stand die junge Frau der Kanzlei gegenüber unter einem Baum und erwartete mich. Hübsch zurechtgemacht hatte sie sich, kurzer Rock, Bluse, Jacke; ein Mädchen vom Land ging in die Stadt aufs Amt. Die Notarin fand sofort Zeit für uns. Wir, die Nachbarin und ich, saßen an der Seite eines langen Tisches, die Notarin am Kopfende. Papiere wurden durchgegangen, Nachweise geprüft, Dokumente gemacht. Meine tschechische Geburtsurkunde, die mir erst vor einem Jahr im Keller meiner Kölner Tante gleichsam zugeflogen war, mußte vorgelegt werden. Wieso ich nicht Tschechisch sprechen würde? wollte die Notarin wissen. Als kleines Kind hätte man mich nach Deutschland geholt, entschuldigte mich die Nachbarin. Sie sprach besser Deutsch, als sie bei unserer ersten Begegnung vorgab und dolmetschte. Wir kamen uns näher, ich hatte ohnehin Vertrauen zu ihr, und als ich, weil sie nach der Uhrzeit fragte, meinen Wecker aus dem Sakko zog, lachte sie los. Ich hatte sie gewonnen, auch bei uns hat nicht jeder eine regelrechte Uhr. 1000 Kronen sollte ich an die Notarin bezahlen, also 200 DM oder 100 E. Das war geschenkt, dennoch hatte ich die Kronen nicht. Weil die Notarin keine Euro nehmen wollte, lief ich in die Stadt zu einem Wechsler.

Bald darauf zog ich in Begleitung der Nachbarin, ausgestattet mit gestempelten Papieren durch Karlsbad. Es Regnete und mein Schirm war groß genug für uns beide. Die Nachbarin, die ich zunächst achtlos an meine linke Seite genommen hatte, huschte an meine rechte. Zunächst dachte ich, dort hätte sie einen besseren Schutz unter dem Regenschirm. Aber egal woher der Wind kam, immer wieder huschte sie an meine rechte Seite, denn so gehört es sich. Wir hatten ein Programm zu absolvieren. Zunächst mußte wir auf das Amtsgericht, um mit einer gesiegelten Bescheinigung das dort deponierte Sparbuch meiner Tante Herta auszulösen. Das Amtsgericht war äußerlich ein repräsentativer Bau aus der Kaiserzeit, wie er sich in für die Provinz gehört. Drinnen wurde es sofort hochmodern. Ein großer, stämmiger, auf amerikanisch uniformierter Wachmann nahm uns freundlich in Empfang. Die Ängste der Globalisierung gingen auch an Karlsbad nicht vorbei. Wir mußten unsere Taschen öffnen, alle Metallteile aus unseren Kleidern klauben und durch ein Detektortor, wie sie auf Flughäfen üblich sind, gehen. Bei jedem von uns waren mehrere Versuche erforderlich, um das Tor ohne Fiepen und Piepsen zu passieren, der Kugelschreiber, eine vergessene Münze, die Gürtelschnalle. Endlich ließ uns der Wachmann trotz leisem Piepsen durch. Die Flure mit den Büros waren wieder sozialistisch karg und zweckmäßig. Im zweiten Stock sitzt in einem kleinen, mit Aktenordnern angefüllten Zimmer eine unscheinbare Frau, die nach Vorlage eines entsprechenden Dokuments verschiedene Aktenvermerke machte und mir eine speckige Ledertasche aushändigte, in der das Postspargbuch meiner Tante Herta und ihre Wohnungsschlüsse waren. Ohne diese Schlüssel konnte ihre Wohnung bisher nicht aufgelöst werden. Und wer zahlt die Miete? Jedenfalls nicht ich. Die Sorge ließ mich nicht los, daß ich hier nicht nur nichts zu erben bekomme, sondern irgendwelche offenen Rechnungen auf mich warten. Das Honorar für die Notarin war entgegen meinen Befürchtungen glimpflich abgelaufen. Aber weitere Ausgaben konnte ich mir nicht leisten.

Auf dem Postspargbuch von Tante Herta waren 22 000 Kronen, die gehörten nun mir, erklärte zu meinem Erstaunen die Nachbarin. Wir gingen wieder durch den Regen, an der großen Reklame für eine grüne Likörflasche bogen wir nach rechts und gingen ins Hauptpostamt; modern hergerichtete Kaiserzeit. Trotz meiner Stempel und Ausweise wollte man mir dort kein Geld auszahlen, die Auflösung des Kontos sei nur in der kontoführenden Geschäftsstelle in Buchau möglich. – Dennoch hatten wir viel erreicht. Bevor wir nach Buchau zurückfahren, wollte ich noch einen Kaffee und Mineralwasser trinken. Wir gingen in ein tschechisches Kaffeehaus, gemütlicher als in meiner Gegend. Von den verwirrend vielen Kaffeesorten wählte ich eine türkische Machart mit körnigem Kaffeesatz in der Tasse. Wir schwätzen lustig und

lachten viel. Eigentlich war sie eine heitere moderne Frau, die stolz darauf war, nicht in einem Büro, sondern mit ihren Händen zu arbeiten. Mich verwunderte bloß, daß sie seit der Grenzöffnung nur ein einziges Mal auf einen einzigen Tag im „Westen“, in Österreich gewesen war.

Nun ging es wieder nach Buchau. Die Nachbarin kletterte auf den Beifahrersitz, zog sich so gut es ging ihren kurzen Rock hinab und fragte erstaunt, wofür ich einen so großen Wagen brauche? Auch diese Frage hatte ich befürchtet, konnte sie doch meinen, ich beabsichtige, den Transporter mit meinem Erbe vollzupacken und zu verduften. Den Wagen hätte ich geliehen, um darin zu schlafen und die Kosten für ein Hotel zu sparen. Wir fuhren wieder über die Eger, dann bergauf über die Hochebene nach Buchau, der Kleinen Stadt mit dem großen Marktplatz. Dort hielten wir vor der Buchauer Poststelle. Der kleine Ort hatte alles: Kirche, Friedhof, Supermarkt, Wirtshaus und Kneipen, kleines Rathaus und kleine Post. Von dieser Ausstattung würde bestimmt einiges der nächsten EU Strukturreform zum Opfer fallen und beschauliche Arbeitsplätze samt dazugehörigen Menschen würden flöten gehen. In der Poststelle war die Nachbarin wohlbekannt und schwätzte mit den Damen, während meine Papiere geprüft wurden. Schließlich zahlte man mir, abzüglich der Verwaltungsgebühren und nach Unterzeichnung einer Quittung 22 000 Kronen aus, für die mir später keine Kölner Bank Euros aushändigen wollte, weil man von der Gültigkeit der Scheine nicht absolut überzeugt war. Dieses Geld schmolz einem in der Tasche; meine kontoführende Geschäftsstelle schrieb mir für das Bündel Geldscheine 800 Euro gut. – So viel hatte ich noch nie geerbt.

Ich mußte Aufschließen. Es war wie der Eintritt in einen verwunschenen Raum: dunkler Flur, drei geräumige Zimmer, schlichte Küche und ein Bad mit für Behinderte hilfreichen Einrichtungen, alles wirkte abgenutzt und aufgeräumt, doch schon eine Weile ohne Bewohner. Auch wenn Tante Herta dort zunächst mehr als ein Jahrzehnt mit der Großmutter zusammen gelebt hatte, war ihre Wohnung auffällig groß für sozialistische Verhältnisse. Vielleicht war es doch eine Eigentumswohnung gewesen, die sie als Entschädigung für das enteignete Elternhaus bekommen hatte, worüber aber kein Dokument zu finden war; vielleicht hatte sie die Wohnung auch nicht zu eigen bekommen, sondern ihr war zur Entschädigung für ihr und mein Elternhaus lebenslangliches Wohnrecht in einer geräumigen Wohnung gewährt worden. Wer soll das wissen? Für mich gab es nichts wertvolles zu erben, bloß der kleine Kram von Generationen wartete auf mich, hängte sich wie ein Mühlstein an meinen Hals. Sogleich sah ich das Klavier meiner Kindheit, an den Wänden Bilder der Familie und von mir als Kind, in einem Glasschrank ein kleiner Dom von Tante Hertas Besuch in Köln 1969. Schränke, Tische, Stüh-

le, Vitrinen, das alles gehörte für diesen Augenblick mir. Ich las Reste meiner Vergangenheit auf, packe sie weg. Keinesfalls alles Vorhandene, nicht einmal das Meiste oder das Wertvolle; was hat schon Wert? Nur Erinnerungsstücke wollte ich zusammenklauben und einpacken, mitnehmen: Fotos, Bilder, Bücher, nur die deutschsprachigen Klassiker, Briefe, Geburts- und Sterbeurkunden, blaues Porzellan, klobige Kristallgläser mit dem Monogram meiner Oma, Uhren, Armbänder, Ohrringe, Eheringe, dabei war auch der meines Opas, den er schon auf dem Foto als fescher K.u.K Soldat trug; als sie ihn im Februar 1945 zum Volkssturm abholten, wußte er also, was die Stunde geschlagen hatte und ließ seinen Ehering daheim. Leider war ich zu verworren, um den 12jährigen Knaben der Nachbarin ernsthaft zu bemerken, der um mich herum schlich und wiederholt die auf dem Wohnzimmer liegende Geige meines Vaters pries, bevor ihn seine Mutter verschleuchte. Die Geige war gepflegt, glänzte und wirkte frisch, wie eben noch bespielt. Bestimmt hatte der Junge auf diesem Instrument geübt, hatte es in seinen Händen gelebt, aber ich stand gebannt vor der Geige meines Vaters und packte sie ein. Das tat mir später leid, was sollte ich mit diesem Erinnerungsstück, bei mir verstaubte es. Wieder eine verpaßte Gelegenheit. Das Klavier ließ ich zurück und auch die alte, pedalbetriebene Nähmaschine, in der noch ein Faden eingefädelt war. Das gute Stück wollte ich nicht in den Transporter zu schleppen, um es später auf einem Flohmarkt zu verhökern. Die Nachbarin hatte mir Butterbrote geschmiert und eine Tasse Kaffee hingestellt, der Kaffeesatz blieb in der Tasse wie früher bei meiner Mutter. Ich trank und aß während ich kramte und stöberte und vom Staunen verschluckt wurde. Ich konnte es nicht fassen, unbegreiflich, für solche Begegnung war mein Zeitfenster furchtbar eng. Wie ein Eindringling, ein Räuber fühlte ich mich. Die Angelegenheit mußte eilig beendet werden und hinweg, also nur noch Kleinigkeiten zusammenraffen, die Armbanduhr, die ich als Kleinkind getragen hatte, drei kleine bunte Kistchen mit billigem Schmuck, in einem davon war ein Paßfoto von mir als 18jährigem versteckt, das ich seinerzeit an ganz andere Leute verschickt hatte – mein Gott, war ich seitdem alt geworden; selbst schon Vergangenheit, Traumbild einer verstorbenen Tante. In einer Zigarrenkiste aus Blech waren über 600 Reichsmark, einst hinreichend, um drei Monate davon leben zu können, dazu ist es nicht gekommen ist, denn die damalige Niederlage war total; nun war die Blechkiste mehr wert, als ihr Inhalt, der durch ein paar bundesdeutsche Groschen und tschechische Münzen ergänzt worden war. Schnell noch einen der Bleistifte meiner Tante eingesteckt. Der Rest der Einrichtung blieb der jungen Frau Nachbarin als Entschädigung für alle möglichen Mühen. Später schickte sie mir eine detaillierte Abrechnung der Haushaltsauflösung, die ich nicht gelesen habe; ihr blieben etwa 50 000 Kronen. Eilig herzlich Danke gesagt und fort von hier.

Die Rückfahrt wurde lang, immer wieder mußte ich mir meine Geschichte zu den Trümmern meiner Vergangenheit hinten im Transporter erzählen. Nun war Alles erledigt. Endlich ging es hinaus aus Buchau – würde ich den Ort jemals wiedersehen? Sollte ich ihn wiedersehen? Die alte Frau? – hinab nach Karlsbad und wieder hinauf. In Grenznähe winkten wieder die willigen Mädchen. An der Grenze wurde ich kontrolliert, denn solch ein Transporter kann Schwarzarbeiter oder andere verbotenen Güter aus/einführen. Da die kluge Notarin mir ein Dokument gestempelt hatte, wonach ich berechtigt war, alte Bücher und flohmarktfähigen Kram auszuführen, gab es keine Probleme. Die deutschen Grenzer ließen sich das Dokument übersetzen, stempelten es nochmals und wünschten mir gute Fahrt. Nun gehört auch diese Bescheinigung zu meinen gesammelten Papieren, beendet die Akten einer Geschichte.

Die Begegnung mit meiner längst vergangenen Heimat berührte mich tief. Wehmut erweckte der Nachglanz eines möglichen, versäumten Lebens in einer anderen, der eigentlichen Heimat, in der die Menschen meinem Gemüt ähnlicher scheinen als am Rhein. Trauer erregten mir die versäumten Beziehungen zu den Angehörigen meiner Sippe. Die Menschen, die mir in Böhmen begegnet waren, erschienen mir vertraut, freundlich und liebenswert. Wäre mein Leben, eingebettet in durch Generationen hindurch freundschaftlich verbundene Familien, gelungener gewesen, also freudevoller und mir gemäßer vergangen, als daß tatsächlich verlebte? Der Geige meines Vaters vermochte ich keine Töne zu entlocken. Sollte ich in der Fremde mein eigentliches Leben versäumt haben? Beim einräumen der aus Böhmen geborgenen Bücher in meinen Bestand viel mir ein Brief meiner Mutter in die Hand, der meine Schwermut über das versäumte andere Lebens in der gewesenen Heimat wieder zurechtrückte. In einer sechs bändigen Ausgabe von Shakespeares Werken englisch/deutsch von Schlegel/Tieck. Leipzig o.J steckte der Brief, denn mein Vater hatte Humor, in „Der Widerspenstigen Zähmung“. Noch einmal lesen mag ich ihn nicht, meine Erinnerung genügt.

Mein Mutter war, was ich nicht wußte, vor ihrer Flucht 1965 mit mir, ihrem fünfjährigen Kinde, schon einmal 1957 aus der CSSR abgehauen. Damals war es ihr gelungen, für sich und meinen späteren Vater die Genehmigung für einen Verwandtenbesuch in Frankfurt/M. zu erhalten. Dort, so teilte sie meinem Vater in einem langen Brief mit, konnte sie nicht glauben, daß er nach einigen Tagen wieder in den Zug stieg, um in seine alte Heimat zurückzufahren. Für meine Mutter war es selbstverständlich, daß man, wenn es einem gelungen ist, aus diesem Land herauszukommen, dorthin keinesfalls wieder zurückkehrt. Zunächst glaubte sie nicht an seine Rückreise, als er in Frankfurt in den Zug stieg, sondern meinte vertrauensvoll, er würde nur

einen seiner Scherze machen und an der nächsten Haltestelle aussteigen und sogleich wieder zu ihr zurück kommen oder in einem Telegramm mitteilen, daß er am nächsten Tag wieder in Frankfurt sei. Meine Mutter hatte von meinem Vater die tatsächlich Rückreise niemals erwartet, denn sie hätten sich doch versprochen, einander bis ans Ende der Welt zu begleiten. Daß er statt bei ihr zu bleiben zurück in dieses Land gefahren war, konnte meine Mutter nicht begreifen. Warum bist du zurück? fragte sie in ihrem langen Brief. Wegen des Hundes, wegen deiner alten Mutter oder wegen des baufälligen Hauses? Deine geliebte Heimat kannst du dort nicht finden, denn es gibt sie nicht mehr, sie ist zerstört worden. Deine Schulfreunde und deren Familien sind deportiert worden, Fremde sind in ihren Häusern eingezogen und unter dem neuen Regime verkommt das Land. Für meine Mutter sei es in jenem Land unerträglich, weil sie dort als Staatenlose schlechter als Vieh behandelt werde; wenn sie nicht mehr arbeiten könne, hätte sie wie ein Hund einen Tritt zu erwarten. Nun war sie am Ende ihrer Kraft, fühlte sich verlassen, zerrüttet, konnte nicht schlafen, reiste niedergeschlagen von Verwandten zu Bekannten durch Deutschland, konnte nicht arbeiten und wußte nicht weiter. Aber keinesfalls, erklärte sie nachdrücklich, wolle sie zurück in jenes Land, wo man sie schlimmer als das Vieh behandle. – Mein Mutter ist nach Böhmen zurückgekehrt. Mein Vater wird sie überredet haben, er schrieb lange rührselige Briefe. Sie wird auf sein Betreiben hin einen tschechischen Paß bekommen haben, statt am Hochofen eine Arbeit im Büro, andere Versprechungen wie eine bessere Wohnung wird er ebensowenig erfüllt haben wie diese und jene Kleinigkeiten des alltäglichen Lebens. In einem Brief an ihre Mutter klagte einige Jahre nach meiner Geburt meine Mutter darüber, daß sie als Rheinländerin gerne viel schwätzen und lachen würde, die dortigen Menschen aber hätten einen ganz anderen Humor. Die strengen Böhmisches Winter, sie liebte Sonne und Wärme, quälten sie, das alte Haus war kaum zu heizen, und die viele Arbeit führte aus Armut und Elend nicht hinaus. Meine Mutter wurde krank. Manchmal setzte sie sich hin und weinte, dann soll ich mich oft neben sie gesetzt und verständnislos mit ihr geweint haben. – Bevor ich schulpflichtig wurde, raffte meine Mutter sich wieder auf und verließ mit mir endgültig jenes sie quälende Land. Diesmal machte sie nicht den Fehler zurückzukehren. Die dicken, rührseligen Briefe meines Vaters ließ sie zunächst unbeantwortet. 1968 entstand für einige Monate ein Loch im Zaun, durch das mein Vater hindurch zu meiner Mutter schlüpfte. Es war zu spät: Krieg, Sozialismus, Sehnsucht, Liebe und Elend hatten beide verschlissen. Sie starben bald. – Es war Gut für mich, daß meine Mutter mit mir aus jenem Land geflohen war.

Mein böhmisches Erbe besteht letztlich und endlich aus: zwei Kisten Bücher, einem Karton Briefe, zwei Fotoalben, einem Karton Porzellan, einem

Karton Kram, einer Geige. Eine Wanduhr wurde mir eindringlich anempfohlen. Die alte Uhr ist ein dunkler Holzkasten von der Größe eines Kindersargs. Nun hängt die alte Wanduhr in meiner Küche neben dem Fenster an dem Dübel, woran bisher wechselweise eine Salami oder der Korkenzieher hingen. Neben dem Schrank aus Nußbaumholz macht sich die Uhr an der Wand so gut, als ob sie schon immer dort gehangen hätte. Und sie tickt. - - Eigentlich mag ich kein Ticken in meiner Wohnung hören; gerne höre ich daheim gar nichts, aber dieser Herzenswunsch ist in dieser unseren Zeit beinahe unerfüllbar. Weil mir die alte Uhr so eindringlich empfohlen worden war, wollte ich es ausnahmsweise mit ihrem Ticken versuchen. Sollte es mich stören, kann ich das in dem braunen Holzkasten hinter Glas pochende Pendel problemlos anhalten. - Stammt diese Uhr aus den 30er oder 20er Jahren, sollte ist sie älter sein? Stammt sie aus kaiserlich königlichen Zeiten? Ich weiß es nicht. Wieviel Leben hat ihr Ticken begleitet? Im oberen Drittel der Uhr sieht man durch ein rundes Glas hindurch das Zifferblatt mit den Zeigern. Wieviele Augen meiner Ahnen schauten schon erwartungsvoll, gereizt, ängstlich, beiläufig auf dieses Zifferblatt, während die Zeiger ungerührt vorwärts rücken? Welchen Menschen hat diese Uhr die letzten Stunden geschlagen? Oma Karolina? Tante Herta gewiß. Nun schaut mich dieses runde Blech des Zifferblatts durch das Glas hindurch an wie ein Auge. Diese Uhr tickt merkwürdig vertraut. Höre ich ihr Ticken, ist mir, als wäre ich in einem anderen Raum und einer fernen Zeit. Wo genau ich dann bin, weiß ich nicht, denn ich sehe den Raum nicht deutlich, kann mich an ihn nicht erinnern. Jedenfalls liegt er in gedämpftem Licht, ist er mit einer altertümlichen Einrichtung angefüllt, liegen dicke Teppiche auf dem Fußboden, hängen schwere, grünliche Vorhänge vor den Fenstern. Außer dem Ticken ist nichts zu hören. In diesem Raum warte ich gleichmütig auf Jemanden, der in den nächsten Minuten eintreten muß. Wer? Einer meiner verlorenen Verwandten oder der Tod? War ich tatsächlich schon einmal in diesem Raum? - Jedenfalls ist diese Uhr nun auf mich gekommen, blickt mich an und tickt. Ich bin der Letzte, es ist meine Zeit, die abläuft. Sollte mir der Psychoquark zu toll werden, kann ich die Wanduhr stoppen, abhängen, wegpacken, verkaufen. - In der dritten Nacht war es so weit, ab 4 Uhr wurde das Ticken immer lauter, hämmerte mich hellwach, wollte meinem Herzschlag einen schnelleren Takt aufzwingen. Um 4 Uhr 38, man sieht es noch jetzt am Stand der Zeiger, hielt ich diese Uhr an. Seitdem leben wir unbeschwert nebeneinander.

Montag, 1. November 2004